

# TANJA KINKEL

dot:  
books

## Unter dem Zwillings Stern

*Roman*



*Über dieses Buch:*

Wie kannst du deinen Traum verwirklichen, wenn die Welt dunkel und kalt geworden ist? Deutschland im Jahre 1918. Ihre skandalumwitterte Mutter ist tot, ihr Vater unnahbar – und doch gibt es etwas, was das Herz der kleinen Carla wärmt: die Gewissheit, dass sie eines Tages als Schauspielerin berühmt sein wird. Und tatsächlich: Im wilden Berlin der 30er Jahre beginnt ihre langersehnte Karriere. Immer an Carlas Seite ist ihr bester Freund Robert: ein hochintelligenter, ehrgeiziger Regisseur, der alles tun würde, um nach ganz oben zu kommen. Aber dann ziehen dunkle Wolken auf: Hitler kommt an die Macht – und das Leben von Carla und Robert ändert sich mit dramatischen Folgen ...

*Die Presse über Tanja Kinkels »Unter dem Zwillingstern«:*

»Sie recherchiert so solide, dass sie sich und ihre Leser spielend leicht mal in die finsternen Zeiten der Hexenverbrennung, mal in die ferne Welt Eleonores von Aquitanien versetzen kann. Trotz der Opulenz ihrer Geschichten vermag sie ihr Personal klar zu führen, die Spannungsbögen zu straffen. Ihr neuer Bestseller ›Unter dem Zwillingstern‹ schildert das Leben zweier Schauspieler, Carla und Robert, die wie Geschwister aufwachsen und zu Zeiten von Nazi-Herrschaft und Künstlerexil versuchen zu überleben. Es ist Kinkels erster Roman, der im 20. Jahrhundert spielt, und Carla und Robert dürfen ein ziemlich verwegenes Leben führen.«  
*SPIEGEL*

»Ein erstaunliches Werk.« *DIE WELT*

*Über die Autorin:*

Tanja Kinkel, geboren 1969 in Bamberg, studierte und promovierte in Germanistik, Theater- und Kommunikationswissenschaft. Sie erhielt acht Kultur- und

Literaturpreise, Stipendien in Rom, Los Angeles und an der Drehbuchwerkstatt der HFF München, wurde Gastdozentin an Hochschulen und Universitäten im In- und Ausland sowie Präsidentin der Internationalen Feuchtwanger Gesellschaft. 1992 gründete sie die Kinderhilfsorganisation Brot und Bücher e. V, um sich so aktiv für eine humanere Welt einzusetzen (mehr Informationen finden Sie auf der Website [www.brotundbuecher.de](http://www.brotundbuecher.de)). Tanja Kinkels Romane, die allein in Deutschland eine Gesamtauflage von über sieben Millionen erzielten, wurden in mehr als ein Dutzend Sprachen übersetzt und spannen den Bogen von der Gründung Roms bis zum Amerika des 21. Jahrhunderts.

Bei dotbooks veröffentlichte Tanja Kinkel ihre großen Romane »Die Puppenspieler«, »Die Löwin von Aquitanien«, »Wahnsinn, der das Herz zerfrisst«, »Mondlaub«, »Die Söhne der Wölfin«, »Die Schatten von La Rochelle«, die Novelle »Ein freier Mann« sowie ihre Erzählungen »Der Meister aus Caravaggio«, »Reise für Zwei« und »Feueratem«, die auch in gesammelter Form vorliegen in »Gestern, heute, morgen«.

Die Autorin im Internet: [www.tanja-kinkel.de](http://www.tanja-kinkel.de)

\*\*\*

Erweiterte eBook-Neuauflage März 2015

Copyright © der Originalausgabe © 1998 by Blanvalet Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der um ein Personenverzeichnis, Nachwort und Interview erweiterten Neuauflage 2014 dotbooks GmbH, München

Der Roman wurde nach den alten Rechtschreibregeln korrekturgelesen, Nachwort und Interview nach den neuen Rechtschreibregeln

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.  
Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design, München, unter Verwendung eines Motivs von shutterstock/asife  
eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH

ISBN 978-3-95824-011-7

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: [info@dotbooks.de](mailto:info@dotbooks.de). Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

\*\*\*

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: [www.dotbooks.de/newsletter.html](http://www.dotbooks.de/newsletter.html) (Versand zweimal im Monat – unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

\*\*\*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Unter dem Zwillingstern« an: [lesetipp@dotbooks.de](mailto:lesetipp@dotbooks.de) (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

\*\*\*

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.dotbooks.de](http://www.dotbooks.de)

[www.facebook.com/dotbooks](https://www.facebook.com/dotbooks)

[www.instagram.com/dotbooks](https://www.instagram.com/dotbooks)

[blog.dotbooks.de/](http://blog.dotbooks.de/)

***Tanja Kinkel***  
**Unter dem Zwillingstern**

Roman

dotbooks.

# **Dramatis Personae**

## **München**

Carla Fehr - *Tochter des reichen Industriellen Heinrich Fehr; Schauspielerin*

Robert König - *Carlas bester Freund; Schauspieler und Regisseur*

Heinrich Fehr - *Carlas Vater; wahrscheinlich verantwortlich für den Tod ihrer Mutter*

Marianne - *Carlas ältere Halbschwester*

Philipp Bachmaier - *Industrieller aus Österreich; Carlas Schwager*

Käthe Brod - *Journalistin; eine Zeit lang Carlas Lehrerin*

Martin Goldmann - *Roberts Vaterfigur (und ehemaliger Liebhaber von Roberts Mutter)*

## **Berlin**

Renate Beuren - *alte Schauspielerin; Carlas Lehrerin*

Max Reinhardt - *König des deutschsprachigen Theaters*

Eleonore von Mendelssohn - *Carlas Freundin; in Reinhardt verliebt*

Monika von Antwolffen - *Carlas ehemalige Mitschülerin*

## **Zürich**

Jean-Pierre Dupont - *einer der beiden Leiter des Theaters 22; Roberts Mentor*

Dieter Gredner - *der andere Leiter des Theaters 22; Roberts Mentor*

## **Hollywood**

Genevieve Beresford - *Regisseurin von Carlas erstem Film*

Nancy Nakamura - *PR-Vertreterin von Universal, später  
Carlas Assistentin*

Paul Kohner - *Produzent, später Agent*

Eddie Felton - *Drehbuch- und Bühnenautor*

Bela Lugosi - *Darsteller von »Dracula«, einer der Stars bei  
Universal*

**TEIL EINS**  
**Blaubarts Tochter**  
**(1918)**

# Kapitel 1

Carla haßte das Musselkleid, das sie an diesem Tag tragen mußte. Sie wuchs schnell, und es war ihr zu eng. Außerdem machte die Novemberkälte mittlerweile auch nicht mehr vor dem Haus des Lederfabrikanten Heinrich Fehr halt; der Preis für Kohlen war in diesem vierten Kriegsjahr so gestiegen, daß ihr Vater entschieden hatte, nur noch die wichtigsten Räume zu heizen. Das Zimmer, in dem ihre Gouvernante sie unterrichtete, gehörte nicht dazu. Es war kalt, und sie fror; also sprang sie mehr als bereitwillig auf, als ihre Stiefmutter im Türrahmen erschien und die versprochene Überraschung ankündigte.

Man hatte ihr gesagt, daß sie sich bei Besuch mehr zurückhalten sollte. Aber Besuch kam sehr selten, und sie wußte längst, warum. Außerdem rannte sie gerne, und es vertrieb die Kälte etwas. Also lief sie, so schnell sie konnte, bis zu der Treppe, die hinunter zum Salon führte. Dort hielt sie inne. Jemand spielte Klavier, und zwar so außergewöhnlich schlecht, daß es schon wieder komisch war. Carla spielte selbst nur leidlich und hoffte, ihren Vater möglichst bald überzeugen zu können, auf den Klavierunterricht für sie zu verzichten. Aber verglichen mit jenem erbarmungslosen Klimperer war sie eine hoffnungsvolle Virtuosin.

Das Mädchen kniete sich neben dem Treppengeländer nieder und spähte nach unten. Ihr Vater und einer seiner Freunde, Rainer König, den sie vom Sehen her bereits kannte, standen um das Klavier herum und lachten. Auf dem Schemel saß ein leicht übergewichtiger Junge in ihrem Alter, der sich mit einer Hand durch das braune Haar fuhr und mit der anderen schwungvoll sein Massaker an der Tastatur beendete.

»Finito«, rief er, sprang auf und verbeugte sich. »Verstehen Sie jetzt, Herr Fehr, warum ich meine Pianistenlaufbahn

beendet habe? Papa meint, sie sollten mich an die Front schicken. Aber ich glaube, hier wäre ich nützlicher, besonders für Ihr Geschäft, Herr Fehr. Sie könnten lederne Ohrenschützer herstellen. Und warten Sie nur, bis ich als Zauberer auf Tournee gehe. Dann Sorge ich dafür, daß auf jedem Taschentuch die Worte KAUFF BEI FEHR erscheinen. Oder soll ich lieber ...«

Carla kannte kaum andere Kinder, aus dem gleichen Grund, aus dem Besuch in der Villa Fehr nun schon seit Jahren immer seltener wurde. Aber sie erkannte ein Schauspiel, wenn sie eines sah; sie war bereits ein paarmal ins Theater mitgenommen worden, wenn ihr Vater wieder einmal seine Gleichgültigkeit gegenüber der öffentlichen Meinung demonstrieren wollte, und es hatte sie fasziniert, selbst wenn sie nicht alles verstand. Sie war auch jetzt fasziniert, aber gleichzeitig wallte Ressentiment in ihr auf, besonders, als ihr Vater den Kopf schüttelte und lachte. Ihr selbst war es noch nicht gelungen, ihren Vater so zum Lachen zu bringen, obwohl er sich seit seiner Hochzeit mit Anni verändert hatte. Sie spürte wieder die Kälte in ihren Fingern, die sich um das Treppengeländer krampften, als ihr Vater immer noch lächelnd sagte: »Rainer, der Junge gefällt mir. Aber hör mal, Schlawiner, wenn du mit meiner Tochter unterrichtet wirst, dann schau zu, daß du sie nicht vom Lernen ablenkst.«

»Kaum«, sagte der Junge, und sie konnte erkennen, daß er eine Grimasse schnitt. »Kinder sind langweilig.«

Sie verabscheute ihn. Hinter sich hörte sie Schritte und roch Annis Parfüm; sie stand auf, drehte sich zu ihrer Stiefmutter und ihrer Lehrerin um und legte bittend den Finger auf den Mund. Fräulein Brod runzelte die Stirn; Anni grinste verschwörerisch und nickte. Das Mädchen, das Heinrich Fehr vor einem Monat geheiratet hatte, war selbst erst sechzehn Jahre alt, jünger als seine ältere Tochter. Carla warf ihr eine Kußhand zu und schlich so leise wie möglich zurück in ihr Zimmer.

Käthe Brod unterdrückte ein Seufzen. Sie war nicht glücklich über das, was ihr Anni Fehr vorhin eröffnet hatte, als Carla davongerannt war, ganz abgesehen davon, daß die kleine, etwas üppige Gestalt neben ihr sie generell irritierte. Sie ist selbst noch ein Schulmädchen, dachte Käthe und war sich dabei bewußt, mit siebenundzwanzig bereits eine alte Jungfer zu sein. Sie schaute von der die Treppe hinunterhüpfenden Anni zu der mächtigen, breiten Gestalt ihres Arbeitgebers und spürte Ekel wie bittere Galle in ihrem Mund, während sie Frau Fehr folgte.

Seit sie vor zwei Jahren Carlas Erzieherin geworden war, stieg ihre Abneigung gegen Heinrich Fehr stetig, und das Bewußtsein, von ihm abhängig zu sein, änderte nichts daran. Als sie ihr Studium gegen den erheblichen Widerstand ihrer Familie durchsetzte, hatte sie sich nicht vorgestellt, daß auch der beste Universitätsabschluß ihr nicht helfen würde, einen angemessenen Arbeitsplatz zu erhalten. Eine Frau als Dozentin war undenkbar, und von den wenigen Artikeln, die sie bei der herrschenden Pressezensur in einer Zeitschrift unterbrachte, konnte sie nicht leben. Daß sie mit der Gruppe um Constanze Hallgarten auf einer Demonstration gegen den Krieg mitmarschiert war, half ihren Aussichten auf eine Stelle in München auch nicht weiter. Als sie schließlich vor der demütigenden Perspektive stand, als gescheiterte arme Verwandte zu ihrer Familie zurückkehren zu müssen, hatte ihr Frau Hallgarten von ihrem Nachbarn erzählt, dem Industriellen Heinrich Fehr, der eine Erzieherin für seine jüngere Tochter suchte.

»Ich weiß, es ist nicht das, was Sie sich gewünscht haben, Käthe«, hatte Constanze Hallgarten mit einer Mischung aus Mitleid und Verlegenheit gemeint, »aber er möchte ausdrücklich jemanden, der die Qualifikation als Lehrerin hat, nicht nur eine herkömmliche Gouvernante. Das Mädchen ist hoch begabt und soll eine anständige

Erziehung erhalten. Und für Sie wäre es zumindest ein festes Einkommen.«

»Was«, fragte Käthe, zwischen Dankbarkeit, Neugier und Widerwillen hin- und hergerissen, »spricht denn dagegen, sie in eine Schule zu schicken? Wenn Herrn Fehr die öffentlichen Schulen zu gewöhnlich sind, gibt es doch immer noch Privatschulen.«

»Gewiß. Aber die würden das Kind nicht nehmen. Nicht nur, weil es unehelich ist, es hat auch einen jahrelangen Skandal um die Mutter gegeben, weil ... sprechen wir lieber nicht davon. Ich verabscheue Klatsch, und worauf es ankommt, ist, daß die Situation Möglichkeiten für Sie bietet.«

Also hatte Käthe ihren Traum von einer akademischen Laufbahn vorerst begraben. Sich zu einer Position degradiert zu sehen, die genau dem Frauenideal entsprach, vor dem sie geflohen war, verbitterte sie, aber es war immer noch besser, als von den Almosen ihrer Familie zu leben. Sie verdiente ihr eigenes Geld und fand hin und wieder sogar Gelegenheit, weiterhin Artikel zu schreiben und sie hoffnungsvoll an Zeitungen und Illustrierte abzuschicken. Außerdem erwies sich Carla in der Tat als intelligent, und sie empfand es als überraschend befriedigend, das Mädchen zu unterrichten. Die Schattenseite der raschen Auffassungsgabe ihres Zöglings war allerdings ihr Temperament, und es hatte viel Zeit und Mühe gekostet, Carla dazu zu bringen, es etwas im Zaum zu halten. Mühe, die durch die spektakulären Wutausbrüche des Herrn Fehr nicht gerade erleichtert wurde. Und nun kam seit einigen Wochen ein Kind dazu, das Ehefrau spielte und sofort entschieden hatte, daß Carla Gesellschaft brauche.

»Mei«, sagte Anni Fehr in der breiten Aussprache, die Käthe, deren Familie ursprünglich aus Prag stammte und ihr ein makellooses Hochdeutsch anezogen hatte, jedesmal

zusammenzucken ließ, »das ist also der Bub vom Rainer. Gut schaut aus.«

Käthe bildete sich ein, bei Annis achtlosem Gebrauch von Herrn Königs Vornamen ein kaum merkliches Stirnrunzeln an Heinrich Fehr entdeckt zu haben. Gleich darauf lächelte er jedoch wieder und lauschte dem Geplapper seiner Kindfrau, der es gelang, von einem Fettnäpfchen ins nächste zu treten, ohne es je zu bemerken. Der Junge beantwortete ihre Fragen höflich, aber mehr und mehr belustigt. Da sie wußte, daß sie ihn bald ebenfalls unterrichten würde müssen, beobachtete Käthe ihn genau. Ihr waren weder der Junge noch sein Vater ganz unbekannt, und zwar nicht durch die Freundschaft zwischen Heinrich Fehr und Rainer König, die, wie sie verächtlich dachte, letztlich nur auf eine Saufkumpanei hinauslaufen dürfte. Nein, die Mutter des Jungen, die verstorbene Barbara König, hatte ebenfalls zu der Gruppe um Constanze Hallgarten gehört, aber ihr Anliegen war nicht nur der Pazifismus gewesen. Barbara König hatte Manifeste über das Frauenwahlrecht verfaßt und auf eigene Kosten drucken lassen, sie hatte selbst Demonstrationen organisiert, Gedicht- und Liederzirkel gegründet, die sich bemühten, talentierte Frauen unterschiedlicher Herkunft zusammenzubringen. Für Käthe war sie ein Vorbild gewesen, und daß Barbara König gelegentlich ihren Sohn herumzeigte, den sie selbst unterrichtete und von dem sie behauptete, er sei ein Wunderkind, war ihrer Meinung nach eine verzeihliche Schwäche.

Dann hatte Barbara ihre Freundinnen, die sie ohnehin schon verehrten, vor Ehrfurcht atemlos gemacht. Sie besaß die Kühnheit, mitten im Krieg ihren Mann und die mit ihm verbundene materielle Sicherheit zu verlassen. Käthe spürte immer noch leichte Beschämung, wenn sie daran dachte und die Entscheidung mit ihrer eigenen sicheren Berufswahl verglich. Aber Barbara König war bald danach

gestorben, im letzten Winter, an dem Krebs, der sie zerfraß. All ihre furiose Energie und ihr bedingungsloses Streben nach Unabhängigkeit hatten sie nicht retten können.

Käthe musterte Barbara Königs Sohn, das Wunderkind, das nach dem Tod seiner Mutter erstmals auf eine öffentliche Schule hatte gehen müssen, wo man, wenn sie Anni Fehrs Geplauder richtig verstand, enorme Wissenslücken inmitten der Schlagfertigkeit und Frühreife entdeckt hatte. Er hatte Barbaras leicht schräge braune Augen, die ihm einen seltsam asiatischen Einschlag verliehen, äußerst bewegliche Brauen und ein beunruhigend selbstsicheres Gebaren. Es würde schwer mit ihm werden, dachte Käthe und überlegte gerade, wer ihn außer Barbara bisher überhaupt unterrichtet hatte, als die lebhafteste Mimik des Jungen mit einemmal erstarrte. Er schaute schräg nach oben, und Käthe folgte seinem Blick. Hinter ihr brach Anni Fehr in ihr Kleinmädchenkichern aus.

Carla kam die Treppe herab, sehr langsam und mit ausgestrecktem Arm, aber ihre Erscheinung hatte mit dem Mädchen, das vor einigen Minuten noch in Geographie unterrichtet worden war, nur noch das lange rote Haar gemein, das sie nun aufgelöst statt in dem üblichen strengen Zopf trug. Ihre Brille fehlte; stattdessen hatte sie sich einen breiten schwarzen Streifen um die Augen gemalt, der sich bis zum Haaransatz an den Schläfen zog. Darunter war ihr Gesicht eine Mischung aus weißen und roten Flecken in Kugelform. Die Stirn zierte drei dunkelblaue Streifen. Käthe stöhnte lautlos. Gab es noch irgendein Material von Anni Fehrs Schminktisch, das sich das Kind nicht ins Gesicht gemalt hatte? Sie sah aus wie eine Kreuzung aus Clown und Indianer. Käthe konnte den Blick ihres Arbeitgebers in ihrem Rücken brennen spüren, aber statt eines Zornesausbruchs von Heinrich Fehr hörte sie Carlas Stimme, ein wenig tiefer als gewöhnlich:

»Seid Ihr alle da?«

Damit beendete sie ihr langsames Schreiten, sprang die letzten zwei Stufen herab und ging zu Rainer König, der als einziger nicht überrascht wirkte und mit dem weitermachte, wobei sie ihn unterbrochen hatte; er schenkte sich Wein nach und trank. Carla knickte vor ihm.

»Grüß Gott, Herr König«, sagte sie in ihrem normalen Tonfall. »Meine Mutter hat mir erzählt, daß Sie ein Kasperltheater mitgebracht haben, und da wollte ich mitmachen. Wer ist denn der kleine Junge neben Ihnen?«

Es fiel Carla schwer, sich nicht umzudrehen, um die Wirkung ihrer Rede auf die anderen zu beobachten. Sie wußte, daß ihr Vater wütend sein und sie bestrafen würde, und anschließend würde er sie wieder für ein paar Wochen ignorieren, aber daran war nichts Neues. Der entsetzte Ausdruck auf Fräulein Brods sonst so beherrschtem Gesicht machte ihr mehr zu schaffen, weil es ihr plötzlich einfiel, daß auch Fräulein Brod bestraft werden könnte, und sie erinnerte sich noch genau an das weinende Dienstmädchen, das im letzten Monat entlassen worden war. Aber dieser beunruhigende Funke ging unter in der glühenden Gewißheit, es dem Angeber vor dem Klavier heimgezahlt und ihn völlig aus der Aufmerksamkeit der Erwachsenen verdrängt zu haben. Sein Vater lachte, wie es vorhin ihrer getan hatte, und der Atem, der sie stoßweise traf, roch sauer. Anni stimmte in das Gelächter ein, womit Carla gerechnet hatte. Sie wollte sich gerade wappnen und zu ihrem Vater umdrehen, als eine Hand die ihre nahm. Es geschah mit einem kleinen Ruck, der sie fast aus dem Gleichgewicht gebracht hätte.

»Gretel«, sagte der Junge, und Carla stellte verärgert fest, daß er nicht im geringsten beleidigt dreinschaute, »ich bin Kasperl.«

Und da er sie immer noch festhielt, zwang er sie, seiner Bewegung zu folgen, als er sich vor den Erwachsenen verbeugte. Es war das erste Unentschieden in einem langen Wettbewerb, und beide wußten es.

Die Villa Fehr hatte, wie die meisten Häuser in Bogenhausen, einen großen Garten, aber durch den Krieg war er völlig verwildert; der Gärtner gehörte zu jenen, die sich seinerzeit freiwillig gemeldet hatten, und sein Ersatzmann war eingezogen worden. Im Sommer wirkten die üppig wuchernden, ungeschnittenen Hecken und Sträucher romantisch; in diesem Monat glichen sie nur noch scharfen, schwarzen Ausrufezeichen in einer grauen Landschaft, und ein Ast verfing sich in Carlas Mantel. Sie riß sich ungeduldig los.

»Wie alt bist du?« fragte Robert, der mit ihr hinausgeschickt worden war und sie beobachtete.

»Älter als du«, entgegnete sie hochmütig. »Das sieht man gleich. Du schaust immer noch aus wie ein Baby!«

Das war ausgesprochen boshaft, denn er *war* pausbäckig, und er wußte es. Es erinnerte ihn an einige Kinder in der Nachbarschaft, in Bamberg, wo sie gewohnt hatten, ehe seine Mutter entschied, daß sie nach München gehörten. Damals war er noch dicker gewesen als jetzt, und sie hatten *Klößla* hinter ihm hergebrüllt. Es war immer leichter gewesen, Erwachsene zu beeindrucken und in Mamas Salon aufzutreten.

»Du schaust aus wie eine dürre Zitrone«, gab er zurück. »Gelb vor Eifersucht.«

Er überlegte, ob er noch eine Beleidigung hinzufügen sollte, eine mit ein paar Fremdwörtern. Inzwischen hatte er herausgefunden, wie es andere Kinder verwirrte und verärgerte, wenn sie etwas nicht verstanden.

Carlas Gesicht brannte, was auch daran lag, daß sie sich hatte waschen müssen. Die kalte Novemberluft stach in ihre Poren. Verächtlich stieß sie den Atem zwischen den Zähnen aus und imitierte Fräulein Brods akzentfreie, sorgfältig durchkonstruierte Sprechweise.

»Warum sollte ich eifersüchtig sein? Du bist doch nur hier, weil du noch nicht einmal genug für die Wilhelmsschule weißt.«

Diesmal fühlte er sich nicht getroffen, denn er sah seinen kurzen Aufenthalt an der alten Schule im Lehel nicht als Versagen an; er hatte ihn nur gelangweilt. Aber er war beeindruckt von Carlas Ausdrucksweise. In ihm verfestigte sich mehr und mehr der Argwohn, daß es sich bei diesem Mädchen um eine ernstzunehmende Konkurrentin handelte.

»Du *bist* eifersüchtig«, wiederholte er ungerührt. »Mit einem Vater wie dem deinen wäre ich auch eifersüchtig.« Ihre Haut war sehr blaß, wie häufig bei Rothaarigen, und er konnte die wenigen Sommersprossen auf ihrer Nase erkennen, als sie tief Luft holte.

»Besser mein Vater als deiner«, schoß sie zurück. »Meiner kann nämlich am Abend noch richtig sprechen!«

Sie standen sich gegenüber und starrten sich feindselig an. Robert überlegte, sie einfach stehenzulassen, aber das würde sie als Sieg auffassen, und dann müßte er in den Salon zurück. Und sein Vater hatte mittlerweile das Stadium erreicht, in dem er anfang, über Roberts Mutter zu klagen. Der Anblick war ihm mittlerweile vertraut und zutiefst verhaßt; sein Vater, der schluchzte und immer die gleichen Dinge sagte, ohne es zu bemerken, der glaubte, tragisch zu wirken, und über den sich seine Freunde in Wirklichkeit nur noch lustig machten. In einer Mischung aus Grauen und Scham kroch der Gedanke in ihm hoch, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn Papa und nicht Dada Goldmann eingezogen worden wäre. Er haßte sich dafür, und er haßte das rothaarige Mädchen, das ihn dazu brachte, so etwas zu denken.

Dann fiel ihm der Klatsch wieder ein, den er in den zahlreichen Salons gehört hatte, in denen er seine Zauberkunststücke aufführte und seine Gedichte deklamierte. Seine Augen verengten sich.

»Deine Mutter ...«, begann er und hielt abrupt inne.

Alle Selbstsicherheit war von Carla abgefallen; sie sah noch nicht einmal mehr feindselig aus, sondern verunsichert und

sehr, sehr hilflos, wie der Vogel, der vorige Woche gegen das Fenster seines Zimmers geflogen war. Er hatte vergeblich versucht, ihn zu retten. Plötzlich kam ihm das, was er sagen wollte, gemein vor, gemeiner, als sie es verdient hatte. Carlas Atem drang in einer kleinen dünnen Wolke aus ihrem Mund.

»Es ist so kalt hier draußen«, sagte Robert und bot ihr damit einen Waffenstillstand an.

»In der Küche ist es warm«, entgegnete Carla vorsichtig. Rücksicht war ihr fremd, aber sie hatte das Gefühl, ihm etwas zu schulden, und entschied, daß er doch mehr als ein hoffnungsloser Angeber sein mußte.

»Laß uns reingehen.«

\*\*\*

Für Käthe Brod wurde dieser Novembertag aus Gründen, die nichts mit ihrer Schülerin zu tun hatten, zutiefst erinnerungswürdig. Der unvermeidliche Tadel ihres Arbeitgebers wurde durch das Auftauchen des aufgeregten Prokuristen seiner Fabrik unterbrochen. Das, worauf sie seit dem Streik der Rüstungsarbeiter im Januar gehofft hatte, war eingetreten, zumindest in Bayern; der Sozialistenführer Kurt Eisner hatte einen republikanischen Freistaat ausgerufen. Sie hielt den Atem an, hütete sich aber, in Gegenwart von Herrn Fehr etwas zu sagen. Alles, was Heinrich Fehr über Eisner geäußert hatte, war Erleichterung gewesen, daß man »diesen zugereisten Schlawiner aus Berlin« nach dem von ihm angeführten Streik das Handwerk gelegt habe.

»Eingesperrt, wie es sich gehört«, hatte er befriedigt geschlossen, und Käthe spürte nicht zum ersten Mal die Erbitterung darüber, ihren Lebensunterhalt bei einem Reaktionär verdienen zu müssen. Ihre eigenen Ansichten hatten sich im Verlauf des Krieges radikalisiert, aber selbst wenn sie noch die unerfahrene junge Frau der

Vorkriegszeit gewesen wäre, hätte sie doch begriffen, was hinter Herrn Fehrs Gerede von den »vaterlandslosen Gesellen« steckte. Er war Heereslieferant.

Sie hatte im Februar gemeinsam mit ihren Freundinnen an der Kundgebung auf der Theresienwiese teilgenommen, die sich gegen jene richtete, die den Krieg aus reiner Profitgier verlängerten, aber Käthe war sich nur zu bewußt, daß ihr Gewissen auch nicht unbelastet war. Mit etwas mehr Wut würde sie kündigen und wieder versuchen, von ihren Artikeln zu leben. Die Pressezensur würde jetzt bestimmt bald aufgehoben werden, und die *Münchner Post* hatte zumindest zwei der unzähligen Aufsätze, die sie in den letzten Jahren geduldig geschickt hatte, akzeptiert und abgedruckt, wenn auch unter einem Pseudonym.

Die Scham über mangelnde Courage kämpfte gewöhnlich mit ihrer Erinnerung an das Hungern in einer Wohnung ohne Waschgelegenheit, die sie mit drei weiteren Frauen teilen mußte, aber sie war zu aufgeregt, um realistisch denken zu können. Die so lang herbeigesehnte Revolution war da, und gewiß nicht nur in Bayern. Das mußte auch das Kriegsende bedeuten, das mußte es einfach. Einer ihrer Brüder war bereits gefallen, ein anderer war als Invalide zurückgekehrt, und trotz der Kluft zwischen ihr und der Familie teilte sie die Angst ihrer Eltern um den dritten, der sich immer noch in Frankreich befand.

Es war schwer, sehr schwer, sich unter diesen Umständen auf das Unterrichten zu konzentrieren. Immerhin ließ sie die Begeisterung über die Nachricht ungewöhnlich nachsichtig auf die katastrophalen Wissenslücken reagieren, die sie bei dem jungen König vorfand. Er hatte nicht die geringsten Kenntnisse in Mathematik und bekundete ohne Verlegenheit völlige Ignoranz in bezug auf die europäischen Hauptstädte, abgesehen von London und Paris. Es war um so verblüffender, als er offenbar über ein hervorragendes Gedächtnis verfügte; er rezitierte ihr nicht nur Gedichte, sondern ganze Theatermonologe, und als sie

nachprüfte, ob er auch verstand, was er da deklamierte, beschrieb er den Inhalt von *Don Carlos* so enthusiastisch, daß er an einer Stelle auf das Pult kletterte.

Nachdem sie ihre Pflicht getan und versucht hatte, ihm einige mathematische Grundregeln zu erklären, während Carla gelangweilt zuschaute, brach der Damm, mit dem sie ihre innere Bewegung im Zaum hielt, endgültig zusammen.

»Was für eine Staatsform haben wir?« fragte sie.

»Die Monarchie, Fräulein Brod«, entgegnete Carla höflich.

»Dem ist nicht mehr so«, sagte Käthe und gab den Versuch auf, ihre Begeisterung zu verschleiern. »Heute ist ein historischer Tag. Der Vorsitzende der USPD, Herr Eisner, hat das Land Bayern zum Freistaat deklariert, zum Freistaat mit einer republikanischen Verfassung.«

Die Kinder sahen eher verblüfft als gebührend beeindruckt drein. Käthe entschied, daß es ihre Pflicht sei, dem Nachwuchs der herrschenden Klasse die Bedeutung des historischen Augenblicks nahezubringen. Herr Fehr war ohnehin nicht mehr da; er war sofort zu seiner Fabrik aufgebrochen. Also mußte sie niemanden um Erlaubnis fragen und teilte der Köchin nur mit, sie mache mit Carla und dem jungen König einen Spaziergang.

Die Trambahnen waren überfüllt, und bis sie mit Carla und Robert an der Theresienwiese ankam, wo die Revolution ihren Ausgang genommen hatte, war ihre Stimme heiser und ihr Körper voller Druckstellen und roter Flecken. Aber das machte ihr nichts aus, nicht heute, und als einer der Redakteure der *Münchner Post*, den sie sonst wegen seiner herablassenden Bemerkungen über Blaustrümpfe im allgemeinen und schreibende Frauen im besonderen beinahe gehaßt hatte, sie erkannte, an sich drückte und statt einer Begrüßung schallend auf die Wange küßte, lachte sie nur und erwiderte die Umarmung.

»Es lebe die Revolution!«

\*\*\*

Die Aufregung dieses Novembertages blieb für Carla lange das einzig Greifbare, das sich mit dem Begriff Revolution verband. Als Fräulein Brod ihr ein paar Tage später sagte, der Kaiser habe abgedankt und das ganze Reich sei nunmehr ebenfalls eine Republik, begriff sie durchaus, was damit gemeint war, aber die Vorstellung blieb abstrakt und kühl wie eine mathematische Formel. Nur die Auswirkungen auf Käthe Brod fesselten sie. Ihre Erzieherin war ihr immer wie eine der schmalen, unerreichbaren Kerzen vorgekommen, die auf dem Altar brannten. Nun war es, als hätte ein Windstoß sie so zum Flackern gebracht, daß sie sich jeden Moment in eine Fackel verwandeln konnte. Carla wartete auf einen erneuten Ausbruch, aber der kam nicht.

Ihre Stiefmutter Anni hatte auf das Ende des Krieges zunächst auch begeistert reagiert, aber als sich herausstellte, daß Carlas Vater immer weniger Zeit mit ihr und immer mehr mit jenen Bekannten verbrachte, die bis vor kurzem noch einen weiten Bogen um sein Haus gemacht hatten, verwandelte sich ihr Enthusiasmus in Enttäuschung. Sie hatte geglaubt, nach dem Krieg würde das Leben aus Feiern und vielen neuen Kleidern und vor allem viel Spaß bestehen, nicht aus endlosen langweiligen Unterhaltungen, die Heinrich mit anderen alten Männern in seinem Raucherzimmer führte und bei denen man sie ohnehin nicht zuhören ließ. Ihre alten Freunde durfte sie nicht mehr sehen, und die Dienstboten ließen sie spüren, was man von ihr hielt. Es geschah selten, daß sie über etwas nachgrübelte, aber nun kamen ihr Zweifel, ob es richtig gewesen war, das Leben als E Levin beim Ballett aufzugeben. Sie war früher öfter hungrig gewesen, aber Einsamkeit war ein neues und sehr unangenehmes Gefühl. Um ihm zu entgehen, verbrachte sie viel Zeit mit den Kindern.

»Sie ist ein ganz schönes Dummchen«, stellte Robert einmal mitleidlos fest, als ihm Anni seine Geschichte von einer Begegnung mit russischen Spionen, die Kinder entführten, widerspruchslos geglaubt hatte. »Nett, aber blöd.«

»Nicht so blöd, daß man sie aus der Schule geworfen hätte«, gab Carla scharf zurück.

Obwohl sie zuerst eifersüchtig gewesen war, mochte sie Anni, was vor allem daran lag, daß Anni seit Jahren der erste Mensch war, der sich ihr gegenüber durchweg liebevoll verhielt. Es war einfach unmöglich, Anni mit ihrer unkomplizierten Zuneigung und ihrer Gutgläubigkeit, die von allen immer das Beste annahm, nicht gern zu haben.

»Man hat mich nicht rausgeworfen«, protestierte Robert gekränkt. »Es war todlangweilig dort. Außerdem hat meine Mutter immer gesagt, das Schulsystem sei ...«

Er verstummte jäh. Er sprach nicht von seiner Mutter, wenn es sich vermeiden ließ. Carla fragte nicht nach dem Ende des Satzes, und er wußte, weswegen. Sie sprach überhaupt nicht von ihrer Mutter, und anders als bei seiner Familie tat das auch niemand sonst – in ihrer Hörweite. Er wußte nicht, ob er sie darum beneiden sollte.

Sie stritten nicht nur. Als er ihr das erste Mal mit Hilfe des Zauberkastens, den Dada Goldmann ihm geschenkt hatte, einige seiner besten Tricks vorführte, war sie endlich gebührend beeindruckt gewesen. Umgekehrt entdeckte er, daß sie neben ihrer Schlagfertigkeit ein großartiges Gedächtnis und freien Zugang zu der Bibliothek ihres Vaters besaß; sie konnte die Romane, die sie schon kannte, haarklein nacherzählen, und es machte ihnen Spaß, besonders dramatische Szenen immer wieder nachzuspielen. Außerdem entdeckten sie eine gemeinsame schuldbewußte, und darum um so köstlichere, Vorliebe für Karl May, den seine Mutter zu Schundliteratur erklärt hatte, ein Urteil, das auch Fräulein Brod aussprach. Aber sie konnten sich nicht darauf einigen, wer Winnetou und

wer Old Shatterhand spielen sollte, und Carla weigerte sich, Nschotschi zu sein. Stattdessen war sie Hadschi Halef Omar, selbst in den Geschichten, die im Wilden Westen spielten, was einige phantasievolle Umänderungen nötig machte.

Als er schließlich doch wieder eine Schule besuchen mußte, hätten sich Rivalität wie Freundschaft vielleicht trotzdem verloren, wenn es nicht zur großen Katastrophe gekommen wäre.

\*\*\*

Es begann mit einem Besuch von Carlas älterer Schwester Marianne in Bogenhausen, einem an sich schon sehr ungewöhnlichen Ereignis. Marianne war die Tochter von Heinrich Fehr und seiner ersten Frau und sechzehn Jahre älter als Carla. Ihre Mutter, Gerda Bachmaier, entstammte einer der bedeutendsten Münchner Familien, die, anders als die Fehrs, nicht nur reich, sondern schon seit Ewigkeiten in München ansässig war. Als Gerda Bachmaier und Heinrich Fehr heirateten, nannte man das im *Simplizissimus* »die Ehe von Margarine und Leder«, was sich auf die jeweilige Herkunft des Familienvermögens bezog, aber die Hochzeit war der unbestrittene Höhepunkt der Saison. Die Ehe galt der Gesellschaft als Zeichen, daß der junge Fehr seine studentischen Eskapaden endgültig beendet und ein neues Leben angefangen habe.

In der Tat wandelte sich Heinrich Fehr auf durchaus voraussagbare Art und Weise vom jugendlichen Rebell zur Stütze der Münchner Gesellschaft. Er war seiner Frau nicht treu, aber seine Affären verliefen im üblichen Rahmen: diskret und mit einem netten Abschiedsgeschenk. Das einzige, was den harmonischen Eindruck der Ehe etwas trübte, war das Fehlen eines Sohnes. Wie sein Vater, der zeit seines Lebens nicht das Etikett des neureichen Aufstiegers hatte loswerden können, war Heinrich Fehr

besessen von der Vorstellung, eine Dynastie gründen zu müssen, und Marianne als einziges Resultat seiner Ehe enttäuschte ihn. Man nahm an, daß er wohl jemanden aus der Verwandtschaft adoptieren würde, einen von Gerdas Neffen vielleicht oder einen Sohn seiner Cousinen. Niemand vermutete, was bald geschehen sollte.

Er kehrte von einer Reise nach Italien ohne seine Gattin zurück. Stattdessen reiste er mit einer ausländischen Sängerin, bestellte, kaum in München eingetroffen, seine Anwälte zu sich und verlangte die Scheidung. Es war mehr als ein Skandal, es war eine Erschütterung des Status quo, ein Verrat von innen. Gediegene Mitglieder der Gesellschaft heirateten ihre Mätressen nicht, und schon gar nicht verlangten sie, ihre Ehe nicht nur scheiden, sondern auch kirchlich annullieren zu lassen, wie es Heinrich Fehr tat. Was folgte, war ein sechsjähriger erbitterter Kampf zwischen Heinrich Fehr und der gesamten Familie Bachmaier. Die sonst so sanfte Gerda weigerte sich, sich einfach abschieben zu lassen. Jedesmal, wenn die Anwälte ihres Gatten glaubten, eine Möglichkeit gefunden zu haben – etwa eine Scheidung in Riga, zu der das Einverständnis beider Eheleute nicht nötig war –, sorgten Gerda Fehrs Anwälte dafür, daß diese Scheidung außerhalb Rigas keine Gültigkeit besaß. Was gar die kirchliche Annullierung anging, so erwies diese sich als ganz und gar unmöglich. Der im Grunde seines Herzens konservative Heinrich Fehr reagierte mit Kirchenaustritt und einer öffentlichen Demontage der Muttergottesstatue aus dem Erker seines Hauses, was ihm weitere Karikaturen im *Simplizissimus* einbrachte, aber wenig gewann. Für die Bohemiens war er immer noch ein Reaktionär, und die Sympathien seines alten Freundeskreises lagen ganz und gar bei seiner Frau.

Sein sechsjähriger Kampf um die Auflösung seiner Ehe endete schließlich überraschend mit Gerdas Tod an Lungenentzündung, als er und seine Sängerin sich gerade

auf der Suche nach einer weiteren rechtsgültigen Scheidung in Amerika befanden. Sie kehrten zurück, frisch verheiratet, wie jedermann annahm und wie es Heinrich Fehr zu diesem Zeitpunkt auch behauptete; überdies erwartete die neue Frau Fehr, von der niemand wußte, woher sie eigentlich stammte - nicht aus Italien, soviel war sicher -, ein Kind, das unziemlicherweise bereits vier Monate nach dem Tod Gerda Fehrs zur Welt kam.

Da es wieder ein Mädchen war, bedeutete die Geburt das Ende des romantischen Teils der Beziehung zwischen Heinrich Fehr und seiner Sängerin. Selbstverständlich wurde sie nirgendwo empfangen, doch diejenigen Herren, die Heinrich Fehrs Einladungen hin und wieder aus rein geschäftlichen Gründen, wie sie ihren Gattinnen versicherten, annahmen, erzählten von einer schönen Frau, aber auch immer häufigeren öffentlichen Streitereien. Die Ausländerin wurde noch einmal schwanger, erlitt eine Fehlgeburt, und drei Jahre nach ihrer Heirat wettete man in München darauf, wann Heinrich Fehr seine zweite Scheidung einreichen und wie lange es diesmal wohl dauern würde. Stattdessen stürzte sie die Treppe hinunter und brach sich das Genick. Was ihren Tod so bizarr machte, war Heinrich Fehrs Reaktion darauf. Nun erklärte er nämlich, er sei nie rechtsgültig mit der Sängerin verheiratet gewesen; ihr gemeinsames Kind sei somit unehelich.

Während dieser ganzen Zeit hatte er seine ältere Tochter, der er ihre Parteinahme für die Mutter übelnahm, kaum gesehen. Nach Gerdas Tod war sie zu den Bachmaiers gezogen. Jetzt forderte er sie plötzlich wieder auf, ins Haus ihres Vaters zurückzukehren, was sie so lange tat, bis *er* zu ihrem Entsetzen eine billige Kopie seines ersten öffentlichen Fehltritts heiratete: ein Mädchen, das jünger war als Marianne und das er in einer unsäglichen Revue gefunden hatte.

»Ich habe gewußt, daß sie wieder zurückkommt«, kommentierte Carla, als sie mit Robert in ihrem Versteck auf dem Dachboden saß. Es war Februar und damit eigentlich zu kalt für diesen Ort, aber sie wollte sich Mariannes Begrüßung ersparen, solange sie nur konnte. Sie teilten sich die rationierte Schokolade, die Anni ihnen zugesteckt hatte; Carla bemühte sich, das Stück möglichst langsam im Mund zergehen zu lassen, während Robert seinen Teil so hastig aß, wie er alles andere tat.

»Magst du sie nicht?«

Es war so schwer zu erklären. »Sie bemüht sich so schrecklich, *mich* zu mögen«, erwiderte Carla endlich. Sie dachte an Mariannes trockene, dünne Hände, die ständig beschäftigt waren, mit Stricken, mit Sticken, damit, Carlas Hände zum Gebet zu falten. Mariannes Stimme, wenn sie ihr Kindergebete beibrachte, klang selten friedlich. Carla versuchte, es ins Komische zu wenden. »Sie nimmt mich immer zur Kirche mit, weil sie Angst hat, daß ich als Heidin aufwachse«, fügte sie hinzu, zog eine Grimasse und legte die Hand ans Herz. »Dabei bin ich ein treuer Moslem, der sogar die Pilgerreise nach Mekka gemacht hat.«

Sie lachten beide, und damit war sie dem Problem entkommen, ihre Gefühle für Marianne entwirren zu müssen. Es stimmte, Marianne bemühte sich ständig, nett zu ihr zu sein, aber man merkte eben, daß sie sich bemühte und was sie dabei dachte. Einmal hatte sie es auch laut ausgesprochen und gemurmelt: »Es ist nicht deine Schuld.« Es wäre einfacher für sie gewesen, sich über das Verhältnis zu ihrer Halbschwester klarzuwerden, wenn Marianne sie offen angegriffen hätte.

Andererseits gab es durchaus Momente, wo sie etwas für Marianne empfand, etwas außer der Eifersucht, die ständig in der Luft lag, wenn Marianne hier war. Die Entdeckung, daß auch Marianne verzweifelt versuchte, die Aufmerksamkeit ihres Vaters zu erringen, hatte sie schon sehr bald gemacht. Aber daß Marianne unter der nervösen

Bettelei nach Liebe auch einen tiefen Groll auf ihn verbarg, war ihr erst im Laufe des letzten Jahres klargeworden, und das schuf eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen, die sich in Worten nicht ausdrücken ließ.

Am Abend nach Mariannes Ankunft fand ein kleines Abendessen statt, zu dem neben Roberts Vater, Herrn König, auch sein inzwischen aus dem Krieg zurückgekehrter Freund, Dr. Goldmann, eingeladen war. Anni hatte Fräulein Brod hinzugebeten, weil sie sich etwas vor Marianne fürchtete. Aber im Laufe des Abends entspannte sie sich sichtlich. Während sie mit Rainer König über einen Witz lachte, stocherte Carla in ihrem Teller herum und hörte nur halb Herrn Königs letzter Anekdote zu. Die Leute am Tisch zu beobachten war spannender, denn außer Anni benahm sich niemand wirklich unbefangen.

Marianne aß genauso zögernd und ungern wie sie und zuckte zusammen, wenn das Gelächter besonders laut wurde, aber daran war nichts Neues. Neu waren dagegen die verstohlenen Blicke, die sie Dr. Goldmann zuwarf, wenn sie dachte, er würde es nicht bemerken, und die stets von einem hastigen Umschauen in Richtung ihres Vaters begleitet wurden. Dr. Goldmann schien nichts davon zu bemerken. Zuerst fühlte sich Carla geschmeichelt, weil er einen beträchtlichen Teil seiner Aufmerksamkeit ihr widmete und nicht in dem herablassenden, gönnerhaften Tonfall sprach, den die meisten Erwachsenen, die sie kannte, Kindern gegenüber anschlügen - nur Robert gegenüber nicht, der ärgerlicherweise bereits jedermann erfolgreich dazu gebracht zu haben schien, ihn ernstzunehmen.

Dann kam ihr der Verdacht, daß er in Wirklichkeit nur längeren Unterhaltungen mit ihrem Vater ausweichen wollte. Sie beschloß, es auf die Probe zu stellen, und wurde einsilbig. Und in der Tat, Dr. Goldmann stürzte sich nun in eine Diskussion mit Fräulein Brod, die neben ihr saß - so

weit wie möglich von Heinrich Fehr entfernt. Fräulein Brod war an diesem Tag jedoch sehr bedrückt und kurz angebunden, und Dr. Goldmann sprach bald mit Robert, dann wieder mit Marianne, die bei diesen Gelegenheiten auf die Tischdecke starrte, dann mit Anni. Nur nicht mit dem Gastgeber, den es seinerseits auch nicht zu einem Gespräch zu drängen schien. Und obwohl Rainer König und Martin Goldmann doch angeblich Freunde waren, wichen auch sie einander aus.

All das war wesentlich interessanter und rätselhafter als alles, was laut ausgesprochen wurde. »Kneif die Augen nicht so zusammen«, flüsterte Robert, der an ihrer anderen Seite saß, ihr zu, »setz deine Brille auf.«

Sie wollte gerade etwas über die zweite Portion Sauerbraten sagen, die er vorhin verlangt hatte, als ihr Vater sich in seinem Stuhl zurücklehnte und, offenbar auf eine Frage Mariannes, befriedigt meinte: »Nun, nach dem heutigen Tag wird das Land wenigstens nicht mehr von einem jüdischen Bolschewisten regiert, und die Arbeitszeitverkürzung wird wohl auch wieder zurückgenommen.«

Fräulein Brod, die Carla gerade die Wasserkaraffe gereicht hatte, zuckte sichtlich zusammen, aber Carlas Vater sah nicht sie an. Seine Bemerkung war offenbar für einen anderen Zuhörer bestimmt gewesen.

»Goldmann, alter Junge«, fuhr er fort, »Sie waren doch an der Front, was mich übrigens sehr überrascht hat, wo die verstorbene Frau König doch so gegen den Krieg eingestellt war. Als Soldat müssen Sie doch auch erleichtert über das sein, was heute geschehen ist.«

An der Tafel herrschte Stille. Nur Anni lachte noch etwas über Rainer Königs letzte Bemerkung, dann fiel auch ihr auf, daß etwas nicht stimmte. Dr. Goldmann legte sein Besteck nieder, nahm die Brille ab, die er trug und die ihn Carla sofort sympathisch gemacht hatte, dann sagte er mit seiner leisen, präzisen Stimme:

»Wenn der bayerische Ministerpräsident ermordet wird, ist Betroffenheit wohl das einzig angemessene Gefühl.«

»Oh, ich weiß nicht«, erwiderte Heinrich Fehr gedehnt. Seine Augen hatten sich verengt, und er starrte Dr. Goldmann direkt ins Gesicht. »Ich für meinen Teil war erleichtert. Wir wollen doch keine russischen Zustände, oder?«

Carla schaute zu Robert, aber er wußte anscheinend genausowenig wie sie über die offene Feindseligkeit zwischen den beiden Männern, die nun überdeutlich geworden war. Dr. Goldmann setzte seine Brille wieder auf und schloß kurz die Augen. Als er sie wieder öffnete, sagte er:

»Daß Sie den Tod eines Menschen gelegentlich als wünschenswert betrachten, ist mir bekannt, Herr Fehr.«

»Was«, fragte Heinrich Fehr und stand langsam auf, »soll das heißen?«

Dr. Goldmann kam nicht dazu zu antworten. Robert sprang auf.

»Du meine Güte«, sagte er, »es ist schon so spät, und wir haben Tante Gisela doch versprochen, noch einmal nach ihr zu sehen.«

Er wandte sich an seinen Vater. »Du weißt doch, Papa, sie wartet auf uns.« Dann drehte er sich zu Heinrich Fehr.

»Verzeihung, Herr Fehr, das Essen war so gut, daß mein Vater und Dr. Goldmann offenbar vergessen haben, was sie meiner Tante versprochen hatten. Meine Tante Gisela besucht uns nämlich gerade, und sie ist ...«

»... krank«, fiel Rainer König ein, der an diesem Abend noch wach genug war, um zu erkennen, worauf sein Sohn hinauswollte. »Dr. Goldmann behandelt sie. Ja, Heinrich, du mußt uns wirklich entschuldigen, tut mir leid ...«

»Mir auch«, sagte Carlas Vater. Er rührte sich nicht. »Schon gut, ich verstehe. Du und ich, wir wissen ja beide, wie schwer es ist, Dr. Goldmann von einer Dame in Not fernzuhalten, nicht wahr?«